

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 302.

Samstag, den 25. Dezember 1904.

19. Jahrgang.

Kleines Feuilleton.

Die Liga der alten Jungfern. Aus der Roth mochte eine Anzahl unverheirateter gebliebener Damen in Bristol eine Tugend und gründete eine „Liga der alten Jungfern“. In der konstituierenden Versammlung, die dieser Tage stattfand, predigte die jetzige Sekretärin des Bundes die Anschauung, daß das Vedigbleiben der Weg zur Glückseligkeit wäre. Man nahm darauf folgende Statuten an: 1. Alle Mitglieder müssen in dem Alter von 17 bis 30 Jahren stehen, lange Kleider tragen und sich gut frisieren. Die Mitglieder werden ersucht, sich so anziehend wie möglich zu kleiden und in ihrem Benehmen im besten Sinne mädchenhaft zu sein. 2. Die Mitglieder sind verpflichtet, a) gänzlich abgehärtet gegen männliche Reize zu sein b) eine gesunde Verachtung gegen das Verleihen zu hegen und die Seirath zu verabscheuen. 3. Die Mitglieder sind auch verpflichtet die Liga und alle ihre Vortheile eindringlich den jungen Mädchen vorzustellen, die ihrer Meinung nach das Opfer der in Paragraph 2 erwähnten Irthümer werden könnten. 4. Jedes Mitglied muß in der Lage sein, das Recht der Liga zu verteidigen, es muß gesund, geistig interessiert und in der Lage sein, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, sodaß kein Mitglied eine Ehe eingehen muß. Die Sekretärin dieser merkwürdigen Liga muß allerdings zu ihrem Bedauern zu geben, daß es nicht leicht ist, neue Mitglieder zu werden. — Das glauben wir recht gern.

Troglobytenwohnungen. Aus Seimerich wird geschrieben: Der Höhlenforscher Dr. F. Blöfel hat über eine moderne Troglobytenwohnung berichtet, die einem romantischen Ereignis ihren Ursprung verdankt. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war in die Gegend des Gletschberges ein junger Sägehieb eingewandert, der sich in eine Häuslerstochter verliebte. Da er arm war und nirgends Unterkunft finden konnte, schlug er in eine Felswand zwischen Gletschberg und Lewin einen Raum und führte sein Mädchen heim. Als die Familie sich vergrößerte, grub er in den Felsen ein zweites „Gemach“, und als die Familie 14 Köpfe stark war, wurde ein dritter Raum ausgehauen. In diesem Raum wohnen noch jetzt die bescheidensten zwei Töchter des Gründers, der den Namen Behm führte. Die beiden alleinstehenden Mädchen bebauen ein um die Höhle gelegenes Stück Fruchtboden. Mithin erging an sie die Aufforderung, die Höhle zu verlassen; sie haben jedoch inständig, ihnen bis an ihr Lebensende ihre Wohnung zu lassen. Dies wurde ihnen gewährt und sie wurden mit 4 Kronen Gebäudesteuer belegt. Auch bei Liboch giebt es oberhalb des Dorfes eine Felsenwohnung, die durch Jahrzehnte bewohnt war. Erst im heurigen Sommer erhielt die Frau, welche die in den Felsen eingehauenen Räume bewohnt, in der sie auch geboren wurde, die Bewilligung, eine Wohnung zu beziehen. Im Walde bei dem nächst Bodendach gelegenen Dorfe ist noch jetzt eine Höhlenwohnung zu sehen, die viele Jahre lang bis vor Kurzem bewohnt war.

Der Spring als Chastifier. Aus London wird berichtet: Der Springfischfang ist in diesem Jahre an der schottischen Küste sehr gut gewesen; die Folge davon ist eine bedeutende Zunahme der Geschicklichkeiten unter den schottischen Fischern. In Dundee wurden am Sonntag neunzehn Paare in der Kirche aufgeführt. Die Männer verfügten durch den Verkauf ihres Fanges über reiche Geldmittel. In Dartmouth war die Springfischfang in diesem Jahre die zweitbeste, die man kennt. Im Ganzen wurden 39 627 Kisten Springe gefangen; da jede Kiste 13 200 Springe enthält, fing man im Ganzen 523 670 400 Fische.

Eine Todesfahrt mit dem Automobil. Die Em- bindungen des Automobilfabrikanten, der in einem Wettrennen dahinschwand und plötzlich einen Sturz erleidet, schildert mit großer Anschaulichkeit der amerikanische Fahrer George Krents, der mit seiner Maschine in rasender Fahrt einen schweren Unfall erlitt und für tot vom Platze getragen wurde, während sein Chauffeur wirklich den Tod erlitt. Das Rennen fand am 8. Oktober statt. Krents kannte jede Kurve und Wendung des Weges. Dazu stand ihm eine vorzügliche Mercedesmaschine zur Verfügung, und er selbst fühlte sich frei von jeder Nervosität. Es war ein frostiger Morgen. Der Chauffeur Karl Meusel meldete, daß alles in Ordnung sei. Die Fahrt begann; sie stürmten die Landstraße hinab, an der die Bäume wie schweigende, starre Schildwachen standen. Immer schneller jagten sie vorwärts, auf das Ziel zu, und der Sieg schien ihnen zu winken. „Auf einmal“, so erzählt Krents, „fühlte ich, wie die Maschine zitterte. Ein scharfer, knirschender Ton drang zu meinen Ohren. Wenn man so eingefahren ist mit seiner Maschine, wie ich, dann sind Wagen und Fahrer nur eine Person, gehören so eng, so innig zusammen, daß jede kleinste Schwankung der Maschine sich augenblicklich auch dem Manne bemerkbar macht; ich spürte plötzlich eine Veränderung des Rhythmus in den Rädern, es war mir wie eine Unruhe im eigenen Blute, ich fühlte diese ruhige, unbewegliche, starre und tote Erde, über die wir da hinliefen, und sie schien sich mir wie ein drohendes Verhängnis gegen uns zu erheben, wie mit Klammern sich an den Wagen zu hängen. Auch Meusel fühlte ein nahendes Unheil; er sah fest am Lenker wie immer, ein Theil der Maschine selbst. Mir schien unsere Schnelligkeit die gleiche zu sein wie früher; doch das knirschende Geräusch nahm zu und schien zu wachsen anzuschwellen. Ich kann das, was dann geschah, nicht in der momentanen Blödsinnigkeit beschreiben, in der es sich ereignete. Unendlich viel langsamer sind die Worte, aber meine Gedanken folgten in rasender Hast dem schnellen Sturze. Immer heftiger wurde das Geräusch und mit dem Schreien in der Luft mischte sich ein Säusen; athemlos sah überfliegend ich die Maschine vor — da, ein jäher Aufstoß, eine Erschütterung des Körpers und ich fühlte, daß mein bleichschnelles Ginstürmen durch die Luft ging und ich nicht mehr die Maschine unter mir hatte. Ich wußte ganz

genau, daß ich nun durch den unendlichen weiten Raum schnellte, und daß die Fahrstraße tief unter mir lag, ein weit aufgethener, graufiger und tiefer Abgrund. Es war mir, wie wenn ich einen Kopfsprung von einem sehr hohen Bretter herab thäte und ein drehniges, schwindelndes Gefühl schlang Dämmungen und Nevel um mich. Dann hörte ich aus weiter Ferne gedämpft, doch gräßlich hallend einen schellen Schrei, die Stimme eines Menschen in größter Todesangst. „Meusel ist auch herausgeschleudert“, dachte ich. Darauf traf mich etwas wie ein schwerer dumpfer Schlag hinten auf den Schädel. Mir wars, als säße ich nun in eine tiefe Finsternis; ein großes Schweigen umfing mich, die Stille einer langen Nacht. . . . Plötzlich schob durch die Dunkelheit ein dämmiges, graues Licht; ich fand mich in einem kleinen Zimmer; mein Körper schien mir wie versteinert. Ich versuchte nachzudenken, doch ich vermochte mich auf nichts zu besinnen, endlich fand ich meine Stimme wieder: „Wo bin ich?“ Eine junge Dame beugte sich über mich und küßte mich weinend. Wer war das? Langsam erkannte ich diese lieben Blige und merkte, daß es meine Frau war, und langsam erinnerte ich mich an meine Wettfahrt, die ich unternommen, an den Unglücksfall, an Meusels Todeschrei. Und allmählich erfuhr ich, daß ich im Krankenhause lag, daß mein Schädel beschädigt, mein Gesicht schwer verletzt war, daß mir ein Ohr abgerissen und ein Schulterblatt gebrochen worden, daß Meusel tot war. . . .“

Schreibbrief des Barons von Nixhausen.

Berlin, im Dezember 1904.

An Generalanzeiger!

Habe längere Zeit nichts von mir hören lassen, was? Hatte leider nicht viel Zeit, immerhin in Anspruch genommen; auch gar nicht anders denkbar, bei Verbindungen pp., wo immer Verpflichtungen nachkommen muß, besonders jetzt bei bevorstehenden Festtagen; wenn auch Januarellie bin, muß mich eben mit Eile und Geschick von bester Seite setzen. Apropos, erhielt dieser Tage ein paar Zeilen von Schwiegermutter, ist nicht gut mehr auf mich zu sprechen, wirft mir Undankbarkeit vor, habe mich doch auf Wunsch von jenseitiger Wille eingelassen, nach dorten zu kommen. Bin mir nicht bewußt, Einladung erhalten zu haben, wartete täglich darauf, ist doch nicht gut denkbar, daß Brief nicht angekommen oder gar von Kampa, dem schwarzen Rigger, unterschlagen wurde. Immerhin möglich, Kerl wußte,



daß Ebbe in Kasse war, vermuthete vielleicht Zeiler in Brief, na werde Bestie in Verhör nehmen, wenn mich betrogen, zum Teufel jagen. Muß mich heute noch entschuldigen und Schwiegermutter meiner unwandelbaren Treue versichern, daß ich mit Brant Wille ernstlich meine und nicht nur zu Zeitvertreib oder Geldes wegen. Vielleicht selbige mir Schwester 1905, mich wieder dorten sehen lassen zu können. Habe übrigens nette Besichtigten aus Baderstadt hier in Tagesblätter gelesen, soll dorten ein Löwe druckgebrannt sein, hantelte im ersten Augenblick, Wiesbaden habe sich zoologischen Garten zugelegt und sei Löwe dorten entwickelt, bis Zeitungen näher prüfe, finde, daß es wohl ein Löwe, jedoch einer der Jaitung homo sapiens angehörig; muß doch verflucht schlan gewesen sein, zu Feld zu kommen, wenn auch Art und Weise verwerflich sind, na Durchjäger soll ja jählich wieder eingefangen sein, wird unangenehme Weihnachtsen leben. War eigentlich Dummkopf, muß doch nicht Auto direkt nach Zuzuchtsort kommen lassen. Ich an seiner Stelle hätte schlauer angefaßt, Auto nach Brüssel geschickt, ich noch Schweiz — so nun such!

Gerichtsverhandlung muß interessant werden, hoffentlich bin dorten, wenn Chole vor sich geht, kann sich auf Zeitlang auf Staatspension setzen machen. Muß mich jütadlich auch äußern über andere Gerichtsverhandlung dorten vor Schöffen weisen unddisziplinierter Hund; ist doch Ding der Unmöglichkeit zu verlangen, daß Hund, der Lagerplatz bewachen soll, sich ruhig verhalten soll, wenn Sachen in Nachbarschaft vorziehen, die Hundseile aufreizen. Ganz am Platze, wenn Besitzer freigesprochen wurde, hätten mich als Sachverständigen vernahmen sollen, würde noch ganz anders für Räter, einjesprungen sein. Wer Zebell nicht hören kann oder will, mache seine Tube zu. Gibt noch viel unangenehmere Zebrauche, wie Klavierpielen bei offenem Fenster oder Zehangsproben, ebenso worüber mancher Räter sich beschweren würde wenn er könnte.

Lehtes Stammtisch-Gespräch hat mich jefreut, Freunde von Stammtisch doch nicht auf Kopf jefallen, ganz gesunde Ansichten, muß ja auch große Aufregung sein wegen neuen Steuern etc., sojar Haus- und Grundbesitzerverein will mobil machen. Auch mich zu verdenken; verstehe ja nicht, wie man schmutzige Kanäle noch besteuern kann! Kann mir ja denken, daß Gemeinde viel Geld nöthig hat bei alle mögliche Projekte, möchte aber raten, sojennante Steuererfindungskommission ertt reichlich überlegen, was sie Dürjern servieren will. Wenn dorten am Platze mal später anständig bin, werde mich bemühen, in Gemeinde-Verwaltung Wörtchen mitzureden, kann ja Grparnissen raten und unüthige Ausgaben verhindern helfen. Ist doch nicht nöthig, daß in Alukamm, oder wie das Ding heißt, Bezugsanstalt hinkommen soll? Verstehe ja nicht, daß die 150 000 Ausfremden, die in 1904 dorten gewesen sein sollen, sich nicht in einem Bescherdebuch jefen Wüßstand aufheben. Ja, habe mich jefundert bei 100 000 Einwohnern 150 000 Ausfremde kommt ja auf jeden Einwohner 1 1/2 Ausfremde, einschließlich durchreisende Wandwerksburgen. Wüßten jeben Sie, daß jefehre Stadt noch floriert und Quellen noch nicht verstopft sind, die Wohlstand zuführen. Ist doch nicht so jefährlich, wie man flaubt. Mensch ist jefewohnheitsstier, schimpft zuerst über alles Neue und schließlich jekts doch wieder alten Weg. Will für heute mal aufhören, damit nicht in Zersch komme, Kritik zu üben und Alles besser

verstehen zu können, flauhe aber annehmen zu dürfen, daß mir als jefehereifte Persönlichkeit Urtheil zukommt und Anregungen beachtenswerth sein dürften. In diesem Sinne wünsche jefunig-jefertagel!

Grüß

Baron Otto von Nixhausen,
Ritterjutsbesitzer, Rittmeister a. D.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper,
31 Rheinstr. 31. Tel. 2763.

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,
Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf.
Buchführung Rechnen, Handelskorrespondenz,
Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben,
Tag- und Abendkurse.
Prospekte gratis und franko.

Hamburger Zigarren-Haus,
Wiesbaden, Weststrasse 21,
Mainz, Schillerstrasse 46.

Empfehle meine Spezialitäten in nur Hamburger Zigarren aus garantirt rein überseeischen, reifen Tabaken.

Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.

Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich als Fachmann in der Lage, auch den verwöhntesten Raucher in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.
Eduard Schäfer.

Ehrendiplom, Grosse goldene Medaille
Ehrenzeichen der Gesellschaft vom Blauen Kreuz, Wien 1904.

Diätetisches Nahrungsmittel
Tutulin
D. R. P.

ein einheitliches Pflanzeneiweiß ohne jedwede Beimischung. — Reineiweiß. — Geruch- und geschmacklos. — Ballt sich nicht. — Nahrhafter wie Fleisch. — Leicht verdaulich. — Wird jeder Speise und jedem Getränk direkt zugesetzt ohne deren Geschmack zu beeinflussen. — Aerztlich empfohlen.

Nervenstärkend

Appetitanregend

Kräftigend

Alleinvertrieb:

Tolhausen & Klein, Frankfurt a. M.

Zu haben in den Apotheken und pharmaceutischen Drogerien. — Vertretung mit Depot:

für Wiesbaden und Umgebung:
H. Fr. Krauss, Seerobenstrasse 15, III.

Da Unterzeichnete mit grossem Erfolge in ihrer Familie dieses „Tutulin“-Präparat benutzte, ist sie gern bereit, schriftl. oder mündl. Auskunft über den hohen Wert des „Tutulin“ zu erteilen.

Medizinische Urtheile u. Anerkennungsschreiben liegen vor. — Plombierte Beutel zu 125 Gramm kosten Mk. 2.50.

WIESBADEN, Goebenstrasse 13.

Frau E. Janković.

Irrigateure,
nach Professor Esmarch,
complet mit Schlauch, Mutter- und
Clystier-Rohr
von Mk. 1.25 an.

Grosse Auswahl in
Suspensorien
Clystier-Spritzen
von 50 Pf. an.

Inhalations-Apparate.

Leibbinden
in allen Preislagen.

Verbandsstoffe.

Wasserdichte Bettelunterlagen.

Gesundheits-inden.
I. Qualität,
p. Dtd. 1 Mk.,
p. 1/2 Dtd.
60 Pf.

Chr. Tauber, Artikel zur Krankenpflege.
Kirchstrasse 6. — Telephon 717.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 302.

Sonntag, den 25. Dezember 1904.

19. Jahrgang

Edda Beerborg.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Edda empfand wieder deutlich, daß sie hier angeerbten Vorurtheilen gegenüberstand, die kein Einfluß ihrerseits auch nur zu mildern gelingen würde, aber dennoch wollte sie die Hoffnung nicht ganz aufgeben. Ralf gehörte zu jener Klasse der Besitzenden, die in dem Armen nur den Todfeind sehen und die denjenigen zu zertreten als Pflicht betrachten, der sich gegen ihre verbrieften Rechte und Vorzüge zu erheben wagt.

Sophie entging es nicht, daß zwischen den Verlobten ein Meinungsaustrausch stattgefunden, und ohne zu vermuthen, um was es sich handelte, trat sie in Gedanken sofort auf ihres Bruders Seite, dessen vergnügliche Stimmung anscheinend nicht darunter gelitten hatte. Ihr war es unmöglich, die Bitterkeit über Eddas Unpünktlichkeit ganz zu verbergen, und diese gedachte seines Verbotes, den Inhalt ihrer Unterredung vor Sophie zu erwähnen; er fürchtete anscheinend das Urtheil der Schwester, weil er sich halb und halb zu einer guten That aufgerafft. Sie hatte ihn für männlich gehalten und nun bat er sie, Sophie nicht merken zu lassen, daß er geneigt sei, noch einmal Gnade vor Recht ergehen zu lassen! So lag denn heute eine gewisse Spannung auf dem kleinen Kreise.

Nach dem Kaffee kam der Förster in dienstlicher Angelegenheit und nahm schließlich Herrn von Stavenau mit fort, um an Ort und Stelle ein Terrain zu besichtigen, um dessentwillen er mit der Gemeinde in Grenzstreitigkeiten gerathen war.

Kamen waren die Herren fort, als ein zweiter Besuch erschien, Frau von Saarbrück mit ihrem Sohne, die Gattin eines pensionirten Majors und Edda unbekannt; die Dame war von einer etwas schätigen Eleganz, alles an ihr nur auf den Effekt berechnet und darunter lauernde Armuth. Die Wangen waren heftig geröthet und die eingefallenen Augen erzählten von durchwachten Nächten. Sie sprach mit nervöser Hast von ihrer jüngsten Tochter, die Aussicht habe auf eine glänzende Partie, und während die Mutter sich in überschwenglichen Hoffnungen erging, sah Edda auf dem verkniffenen Gesichte des Sohnes, eines Referendars, ein spöttisch zweifelndes Lächeln. Edda thaten beide leid; Sophie aber erging sich, sobald sie fort waren, in Hohn und Spott über die Bekannten, nachdem sie in ihrer Gegenwart die größte Theilnahme und Liebeshwürdigkeit gehandelt. Was die Majorin sich einbilde, als ob der reiche Baron von Saden im Traume daran denke, sie von einer ihrer drei alten Jungfern zu erlösen, die nichts in die Ehe brächten als ihre Armuth und Anspriüche! Sollte das ein Stich für die vermögenslose Braut des Bruders sein? Innerlich feindlich gegen jedermann, pflegte sie alle Menschen lieblos mit ein paar Worten abzutun.

Als Edda sich gelegentlich eine Weile allein in der Veranda befand, hing sie ihren Gedanken nach.

Wie anheimelnd die herrliche Umgebung war, das alte stattliche Herrenhaus mitten im Parke, überschattet von uralten Algenbäumen, seitwärts der lichte Säulengang mit dem alten von wildem Wein herankletten zierlichen Dache, vor dem Hause der faust abfallende Rosenplatz in leuchtendem Blumenschmuck, dort

die dunklen Cyressengruppen, von Nachmittagssonnenstrahlen warm durchglüht, wie harmonisch das alles war! Und doch empfand Edda einen beängstigenden Druck, sobald sie die Schwelle von Stavenhagen betrat, als ob sie mit dem ernstesten Geheimniß auf der Seele nicht hierher gehöre und dem Besitzer all des Reichthums ein Unrecht durch ihr Erscheinen geschehe.

Durch das Schloß dort am Parkeich zog ein leises Raunen und Flüstern. Das Abendbrot zu zweien ging um die bestimmte frühe Stunde still vorüber, Edda war einsilbig, Sophie noch immer pikirt; gar zu gern hätte sie einen Tadel über die gestrige unpassende Abwesenheit vom Hause zu später Stunde geäußert, und nur das Ralf gegebene Versprechen ließ sie schweigen.

Endlich hielt Edda es nicht mehr aus — nach dem Zwange des langen Nachmittags sehnte sie sich hinaus und erklärte bald nach dem Abtragen, aufbrechen zu wollen. Mit absichtlich übertriebener Verwunderung sah Sophie sie an, während sie die Hände mit der wieder aufgenommenen ewigen Hättelarbeit auf den Schoß sinken ließ.

„Willst du nicht Ralfs Rückkehr abwarten?“ fragte Sophie.

„Er wird sicherlich vor neun Uhr da sein.“

„Ich möchte lieber gehen — das Brautpar macht Besuche und Mama befindet sich allein“, erwiderte Edda.

„Nun, wenn du nicht anders willst, da muß ich wohl den Wagen bestellen.“

„Nein, Sophie, besten Dank der Abend ist wunderschön, ich gehe zu Fuß.“

Sophies runde Augen brühten noch größeres Erstaunen aus.

„Zu Fuß und allein um diese Zeit, aber Liebste, das ist wohl nicht dein Ernst.“

„Warum nicht, — die Chaussee bis Soran ist belebt, und eben schlug es erst halb acht, ich gehe gern.“

„Aber Edda, zuweilen bist du von einer großartigen Naivität! Was würde wohl Ralf sagen, wenn ich meine Erlaubniß dazu ertheilte, dich allein zu Fuß nach Hause gehen zu lassen! Das geht nicht, es wäre im höchsten Grade unpassend und würde Stoff zu einem netten Klatsch bei unseren Bekannten geben.“

„So mögen sie klatschen“, entfuhr es Edda, „mir ist wirklich fürchterlich egal, was Frau von A. oder Herr von D. darüber äußern, daß ich ohne Begleitung nach Hause gehe!“

Fräulein von Stavenau packte nervös die Handarbeit zusammen, wobei ihre großen und weißen Hände leise bebten.

„Dir ist das egal, Liebste“, begann sie in ihrer tastenden, umständlichen Weise, „und dagegen habe ich im allgemeinen auch nichts einzuwenden, aber du wirst mir zugeben, daß es billiger ist, als Ralfs Braut in dieser Beziehung sich seinen Ansichten über das, was eine junge Dame unserer Kreise zu thun oder zu lassen hat, anschließen zu müssen! Du magst darüber erhaben sein — ihm aber ist es keineswegs gleichgültig, wie die Welt über seine Braut urtheilt.“

„Gut, dann fahre ich.“

So kühl wie heute war noch kein Abschied zwischen den Schwägerinnen gewesen; Edda warf sich in die weichen Polster

und aufrechterische Gedanken durchkreuzten sie. Der geschlossene Wagen, in den man sie gegen ihren Willen gesteckt, kam ihr wie ein Gefängniß vor, und als die Stadt erreicht war, ließ sie den Kutscher halten und stieg aus, um den halbstündigen Weg bis zum Waldhause zu gehen.

Als der elegante, von den feinsten Schimmeln gezogene Landauer fortrollte, athmete Edda auf, alles ließ sie heute ab, selbst das fatale Gesicht des im Dienste ergrauten Kutschers, der eben so hochmüthig that wie seine Herrschaft. Schade! Es war entzückend schön auf Stabenhagen, aber der Geist, von dem das Ganze beherrscht wurde, kleinlich und beschränkt; wie glücklich könnte dort ein Mensch sein, der alles nach eigenem Ermessen harmonisch gestalten durfte! Sie hatte sich vorgestellt, jenseits auf dem Gute wirken zu dürfen, das Bild der Großmutter hatte ihr dabei vorgeschwebt, alle, die dort abhängig lebten, sollten sie verehren und lieb gewinnen, das wäre ein Ziel, ein versöhnender Lebensinhalt geworden, nun aber begann sie allmählich muthlos einzusehen, daß es unmöglich sein würde, gegen Sophie aufzukommen, wenn nicht Mals ihr energisch dabei zur Seite stünde. Ob er das thun würde? Sie wußte es nicht.

Die Sonne sank, die Schatten streckten sich lang über die abendliche Erde, am Himmel glühte es tiefroth hinter abdämpfenden Wolkenschleiern, die goldstrahlend sich umrandeten; durch die Luft zog kühl ein feuchter Hauch, der Thau, der unsichtbar, belebend niederfiel. Es war noch ziemlich hell, die einzelnen hier und dort matt aufblitzenden Sterne lugten aus lichtem Horizont. Edda hatte einige Straßen durch Sorau zu passiren, ehe sie auf den Weg zum Waldhause gelangte; als sie an Töpfers Hotel vorbeiging, kam ein Herr in hellem Mantel und breitrandigem Künstlerhut heraus — Jürgen Haller.

Sie wollte mit einem Gruß vorübergehen, und fast schien es, als ob auch ihm nichts an der Begegnung liege; dann wandte er sich zögernd, wie jemand, der dem Gesetze der Höflichkeit nicht geradezu entgegenhandeln möchte, ihr zu.

„Guten Abend, Fräulein Geerborg, Verzeihung, aber ich konnte nicht umhin, Ihnen meinen Glückwunsch persönlich auszusprechen, — habe mich natürlich außerordentlich gefreut!“

Edda merkte, daß die ruhige Gleichgültigkeit seines Wesens keine erzwungene war, und verbeugte sich dankend.

„Ich habe heute einen lieben Brief von Dina erhalten, mit ihrer Gesundheit geht es bedeutend besser; überhaupt hat alles, was sie schrieb, mich sehr beglückt“, bemerkte sie.

Ueber Jürgen Hallers schönes Antlitz zog ein aufleuchtendes Interesse, ein Gemisch von Nüchternheit und freudigem Erstaunen.

„Sie hat Ihnen in dem Sinne geschrieben? Aber das nenne ich einen liebenswürdigen Zug von ihr! Ja; seit Dinas Abreise ist eine merkwürdige Veränderung mit ihr vorgegangen, schon während meiner Anwesenheit in Berlin, wohin mich die Mama berief, erkannte ich sie kaum wieder. Nun, hoffentlich sehen wir uns in nicht allzu langer Zeit — ich — —“

Jürgen Haller hielt plötzlich inne, wie um nicht zu viel aus seinem Innern zu verrathen, und musterte mit einem sonderbaren, ein wenig indolenten Lächeln Eddas Buge.

„Von Ihnen hatte ich mir übrigens ein anderes Bild entworfen, Fräulein Geerborg — vergebens suche ich das strahlende Lächeln einer glücklichen Braut! Genügt vielleicht der reichbegüterte Freier nicht, hatten die ehrgeizigen Wünsche eines kalten, stolzen Herzens sich am Ende gar noch höher verstiegen?“

„Ich verstehe nicht, worauf Sie hindeuten, Herr Haller“, entgegnete Edda, obgleich sie sich wehrte gegen das Gefühl, von seinem Spotte verletzt, „jede Ehe ist ein so wichtiger Entschluß, daß, wer ihre ganze Verantwortung begreift, wohl Ursache zu ernstem Nachdenken hat. Das Lächeln des reinen Glückes wird sich schon nach und nach einstellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsglocken.

Weihnachtsglocken, Weihnachtsglocken,
Hört, ihr Kinder, wie sie loden!
Wie bei hellen Christbaumkerzen
Zubeln alle Kinderherzen.

Seller ihre Augen strahlen,
Bei dem frohen Glockenlang,
In das Antlitz Freud' sie malen
Weden frohen Jubelsang.

Weihnachtsglocken, Weihnachtsglocken,
Wie sie aus der Ferne loden.
Traute Weisen, traute Lieber,
Spielt ihr froher Klang mir wieder;
Dort am Wald im Mondenschimmer,
Lugt erstaunt ein Reh hervor.

Solche Klänge lange nimmer
Tönten an sein lauschend Ohr.

Weihnachtsglocken, Weihnachtsglocken,
Wollt ihr mir Erinnerung loden,
An verschwund'ne sel'ge Zeit?
O wie liegt sie weit, wie weit!

Fort der Jugend frohe Lüge,
Fern, entschwunden Heimathglück,
Weihnachtsglocken, Weihnachtsglocken,
O wie trübt ihr mir den Blick!

Emilie Daur-Armbricht.

Weihnachtsglück.

Skizze

von

Philipp Wengerhoff.

(Nachdruck verboten.)

Der vierundzwanzigste Dezember — und blauer Himmel und Sonnenschein! Und in diesem glänzenden Lichte scheinen die weißen Klöckchen, die sich leise, leise in der klaren Luft wiegen und kränzeln, ehe sie herniederfallen, wie von Silber gesponnen. Welch' liebliches Spiel! Wie sie sich drehen und wenden, wie sie sich anziehen und einander ausweichen und wie sie nun aufleuchten so licht und hell, als ob von ihnen all' der Glanz ausgeht, der jetzt über der Erde liegt. Weihnachten, heiliges Fest der Liebe, wie bist du verschönt durch diesen Himmelsgruß, den ersten Schnee!

Gestern noch hing droben düsteres Gewölk. Seit Wochen hatte man keinen Sonnenblick empfangen. Alles Leben, sogar das freudige Schaffen, erhielt äußerlich etwas geschäftsmäßiges durch den niederdrückenden Anblick des regenschweren Himmels.

Und über Nacht segten die Engeln die blaue Himmelsdecke sauber, zündeten die funkelnden Sternchen an und schickten die Schneeflöckchen hernieder, damit Mutter Erde ein weißes Festkleid trägt. O, wie war es schön, von weißen brillantenbesetzten Samt und gestickt mit dem dunklen Grün der Tanne. Nun schlagen die Herzen höher, lächeln die Lippen freudiger — o, du fröhliche, o, du selige Weihnachtszeit!

Droben in dem alten Hause am Markt steht in der Mansarden-Etage ein junges, rosiges Mädchen am Fenster, und blickt hinunter auf den Platz, auf dem jetzt noch ein wahrer Wald von frischen, prächtigen Weihnachtsbäumen zu sehen ist. Sie kann ihre Blicke gar nicht davon wenden und ihre Gedanken scheinen auch so sehr dadurch gefesselt, daß sie eine Frage der Mutter, die diese, während sie eifrig in dem Zimmer räumt, ausspricht, ganz überhört.

„Nun, Diesel, was träumst Du wieder? Komm' her, Kind. Hilf mir den Tisch an die Wand rücken. — Ein wenig Platz müssen wir den Knaben für das neue Spielzeug doch schaffen. Aber wohin guckst Du denn so eifrig?“

„Sieh' doch nur, Mutterchen, wie köstlich sich die Tannenbäume von dem weißen Boden abheben und welch' schöner Schmuck ihnen die Schneeballen sind, die auf den Zweigen liegen.“

„Ja, es sieht prächtig aus. — Siehst Du, nun ist auch für die gesorgt, die sich keinen schön geschmückten Baum kaufen können. Die Freude daran ist für arm und reich gemeinsam. Aber warum seufzt Du, Diesel?“

„Ich dachte nur, wie köstlich es sein müßte, solchen Wald einmal zu sehen — oder gar in solchem Wald zu leben. Dein Elternhaus lag doch in einer großen Forst. Du bist Deine Jugend über im Walde gewesen — wie konntest Du Dich nur an die Stadt gewöhnen?“

Die Mutter lächelte.

„Es war sehr schön bei uns daheim, gewiß. Aber als ich Vater kennen lernte — ich war eben siebenzehn Jahre geworden, so alt wie Du jetzt, Diesel, — und er mich mitnehmen wollte nach der Stadt, an die ihn sein

Veruß fesselte, da ersahen wir der unfreundliche, rauchige Ort mit den vielen, vielen Schloten und Essen gerade so schön, oder noch schöner, als unser grüner, hochstrebender Wald. Das ist nun einmal nicht anders. Gott hat es uns Frauen so ins Herz gelegt. Ihre Heimat ist dort, wo sie bei dem ist, den sie liebt."

"Aber schön war es in Deinem Elternhause doch, nicht wahr?"

"Sehr schön. Erinnerst Du Dich, wie ich im Sommer, als der junge Forstmann, Nolant hieß er wohl, uns bei dem Spaziergang begleitete, ihm von der Försterei erzählte, in der ich aufgewachsen bin? Wo ist er übrigens geblieben, weißt Du es?" setzte sie, anscheinend ganz unbefangen, hinzu.

Das blonde Mädchen-Köpfchen brach sich schnell fort, als ob es das Erglühen verbergen müsse.

"Ich denke, er ist doch wohl noch dort, wohin er zur Vertretung des Revierförstereis geschickt war. Es ist freilich schon schrecklich lange her, — beinahe drei Monate. Ob solche Vertretung wohl immer so lange dauert?"

"Sicher nicht. Er mag längst nach einem anderen Bezirk versetzt sein," meinte die Mutter und ein zärtlich-bedauernder Blick streifte das erblaßte Antlitz des jungen Mädchens. "Wir wollen es ihm wünschen. Er war doch gar nicht gern hier."

"Aber doch nur, weil — — —"

Die Mutter hörte nicht mehr nach dem Grunde der Abneigung. Sie zog Liesel mit sich.

"Komm, Kind, richten wir alles hier ein. Das Vorderzimmer ist nicht geheizt. Wir stellen unser Bäumchen hier auf. Unsere Betten schaffte ich schon nach der der Knaben-Kammer, da ist Platz genug."

Nun wurde die Thür geöffnet und ein paar muntere Bürschchen etwa von zehn und acht Jahren stürmten ins Zimmer.

"Mutti, wann kommt Christkindchen zu uns?"

"Sobald es dunkelt. Wir gehen erst nach dem Friedhof. Jeder bringt für Vater das Tannenfränzchen, das er selbst gewunden hat. Liesel war schon dort. Die richtet derweil hier alles ein, und wenn wir wiederkommen, stecken wir unser kleines Bäumchen an."

Die Kinder jubelten.

"Ich will heimlich etwas daran hängen," rief Hans.

"Ich habe auch eine Ueberraschung für Dich und Liesel," schrie stolz vor Freude Rudi, der kleine.

"Schön von Euch, liebe Jungen," sagte die Frau, deren frühergraute Haare nicht die Anmut ihrer Erscheinung, und die täglichen Sorgen, nicht die liebevolle Freundlichkeit von Stirn und Lippen gewischt hatten. "Wer etwas zu geben hat, darf es heimlich am Baume befestigen. Aber, hört einmal, es ist nur ein kleines Bäumchen, das wir uns anzünden können. Es ist ein theures Jahr, und zu einem großen Baum, wie ich ihn sonst Euch schenkte, langt's nicht. Seid also zufrieden und freut Euch mit diesem. Äpfel und Nüsse wird's wohl geben, vielleicht auch ein kleines Spielzeug. Wir wollen recht froh sein und Gott danken, daß wir es so gut haben. Viele Menschen müssen ohne eine Weihnachtsfreude auskommen."

"Mutti," sagte jetzt Hans und drängte sich an sie, "wenn ich erst groß bin und Geld verdienen kann, kaufe ich Dir zu Weihnachten das schönste, was es auf der Welt gibt."

"Mein gutes Kerlchen," sagt die Mutter zärtlich und streicht über sein dunkles Haar. "Was wird es sein, was denkst Du wohl?"

Er sinnt ein wenig nach.

"Ein seidenes Kleid," sagt er schließlich. "Ja, ganz von Seide und und so blau wie der Himmel —"

"Mit silbernen Sternen darauf," schreit der kleine glücklich dazwischen, "wie das Aschenbrödel eines bekam."

Die Mutter lacht fröhlich:

"Welche köstliche Aussicht! Ich weiß mir auch nichts Passenderes. — Aber nun zieht Euch an. Ihr wißt, wir haben noch eine Besorgung," saß sie mit den Blicken

auf ihre Tochterweisend. "In einem Stündchen also, Lieschen, kannst Du was erwarten."

Sie waren gegangen, und das junge Mädchen begann den Tisch zu schmücken. Eine weiße Decke mit Tannenastchen besteckt, vier Teller mit Äpfel und Nüssen, neben jeder der drei ein praktisches Geschenk von ihren fleißigen Händen gefertigt. Nun holt sie die Tanne aus der Küche, wo Mutter sie verborgen, und kann eine Enttäuschung doch nicht unterdrücken. Wie winzig ist das Bäumchen, — wie wenig ähnelt es dem Weihnachtsbaum der früheren Jahre. Ja, Mutter hat recht, so knapp es war, seit Vater die Seinen verlassen mußte, — es wird alle Jahre knapper, da die Knaben größer werden. Ein Seufzer hebt ihre Brust. Sie schüttelt aber sogleich mißbilligend den Kopf, und wiederholt sich die oft von der Mutter vernommenen Mahnworte. Wie tapfer ist sie, die Gute! Wie fest greift sie das Leben an und hat nie Zeit zu unfruchtbaren Klagen. Wie gern will sie ihrem Beispiel folgen, wenn nur der Anblick der köstlichen Bäume auf dem Marktplatz nicht ihre Gedanken gar zu sehr anzöge, und — eine unbegreifliche Schwere auf ihr Herz legte.

Jetzt ist sie fertig und freut sich an ihrem Werk. Die Eile bringt ihr den Gewinn, daß sie noch ein Weilchen still sitzen und — träumen kann. Mutter nennt das freilich eine törichte und ungesunde Beschäftigung, aber — es ist ja Weihnachtsabend, da gönnt man sich einen Schluß von dem berausenden Trank.

Sie lauert sich auf ein niedriges Stühlchen am Ofen, nachdem sie vorher die Lampe verlöscht — nun erscheint, ihr wonnigen Bilder! . . .

Zunächst kommt statt ihrer der Schusterjunge, der Hansens gestickte Schuhe bringt, und als sie dann wieder ihr Gedächtnis aufsucht, klingelt es abermals. Der Väter schickt das Weizenbrot, das Mutter zum Fest gebaden. "Es duftet wie Kuchen und wirkt äußerlich auch so," hatte sie gesagt. "Dabei kostet es nicht mehr als sonst das Frühstücksbrot, — da ist mir die kleine Arbeit redlich ersetzt."

Das junge Mädchen nimmt wieder den Platz am Ofen ein. Jetzt wird man ihr doch ein wenig Zeit zur schönen Träumerei gönnen. Aber — es ist wirklich, als ob eine unsichtbare Hand ihr das süße Gift entzöge, — da tönen schon wieder Schritte im Flur, begleitet von einem Rauschen und Rascheln, das sie sich nicht erklären kann. Sie lauscht hin. Nun ertönt die Glocke und sie springt eilig auf und öffnet die Thür.

Was ist das? Erstarrt steht sie vor dem Unerwarteten.

Den ganzen, freilich weder großen noch hohen, Raum erfüllt jetzt ein wundervoller Tannenbaum, der mit seinem Duft eine unbegreiflich erhebende Feststimmung auszuströmen scheint. Sie schlägt die Hände vor die Augen, als wehre sie den Gedanken, die auf sie einströmen, und sieht das lachende Gesicht des Gepäckträgers, der schon die Treppe hinabsteigt, nur wie durch einen Schleier.

Da tritt, von dem dichtbeästelten Baum bisher verdeckt, ein junger Mann auf sie zu. Er sieht fast so rot und so verlegen wie das Liesel aus, obwohl der Freudenglanz in seinen Augen viel bewußter ist.

"Fräulein Lisbeth," sagt er, ihre Hand erfassend, "Sie haben mir erlaubt, Ihnen einen Weihnachtsbaum zu bringen, wenn ich ihn einmal aus dem eigenen Walde holen kann. Jetzt ist es so weit. Ich habe die Revierförster-Stelle bekommen — und nun löse ich mein Versprechen ein."

"Herr Gott, ist das schön, — ist das schön!" murmelt sie, völlig verwirrt von all' dem Ueberraschenden, und läßt es zweifelhaft, ob dieser Ausruf seiner ehrenvollen Beförderung oder der schlanken Tanne gilt. Erst die Frage des jungen Mannes, wo er den Baum hinstellen soll, erweckt sie wieder.

"Hier, hier!" — Sie hat schnell die Türe nach dem Vorderzimmer aufgerissen. Es ist zwar nicht geheizt, aber es bietet doch den Vorteil, daß sie die Ueberraschung für die Thren bis zur Weicheung aufsparen kann.

Wenn lassen sie beide an, ziehen den wirtlich muster-
giltigen Baum hinein, und der Herr Revierförster richtet
ihn unter Liefels immer erneuten Entzündungsausrufen
in die Höhe.

„Wenn Sie wüßten, Fräulein Lisbeth, wie oft ich
mit der Tanne von dieser Stunde gesprochen habe. Gleich
als ich dorthin kam, suchte ich sie für Sie aus, und
habe mich oft in meiner Sehnsucht getröstet, indem ich
ihr von Ihnen erzählte. Darf ich Ihnen helfen, sie zu
schmücken? Ich habe alles dazu nötige mitgebracht.“

Er holt vom Flur ein Kistchen mit Wachslicht, ver-
goldeten Rüssen und rotbäckigen Nüssen herein, und nun
beginnt das Geschäft mit einer Gast, die das immer höhere
Erglänzen der beiden jungen Menschen erklärlich macht.
Aber merkwürdig ist doch die Ungeschicklichkeit, mit der
immer wieder und wieder die Hände sich berühren, und
noch merkwürdiger, wie heiß es im Zimmer ist — trotz-
dem es gar nicht geheizt wurde.

Dabei erzählt er so wunderschön von dem grünen
Wald, in dem der Baum gewachsen ist, von dem neuen
schönen Försterhaus inmitten eines Gartens, in dem Lev-
koien und Nieseda, Rosen und Nelken duften, und von der
weiten Dichtung vor dem Hause, auf die am Abend im
Mondenschein schlanke Rehe hinaustreten, um am Teich
zu trinken.

Es ist alles wunderbar wie ein Märchen, — wie ein
Märchen, geträumt in der Weihnachtsdämmerstunde. . .

Der Schlüssel klickt im Schloß. Helle Knabenstimmen
tönen zu den beiden hinein und locken sie aus dem Himmel
irdischer Seligkeit auf die nicht minder schöne Erde. Lisbeth
eilt den Jhren entgegen. Es scheint, als ob sie der Mutter
ein vorbereitendes Wort sagen möchte, aber die hastet
jezt, die Lichtlein an ihrem Bäumchen anzuzünden; denn
die Wirschen mahnen schon in zu bringender Weise.

Und nun strahlt der kleine Tannenbaum und heller
strahlen noch die Augen der Mutter und ihrer Kinder.
Da legt sie die Hände in einander, und auf ein Zeichen
von ihr schallt's hell von den Lippen:

„O du fröhliche, o du selige — — —“ Nur bis
dahin — dann schweigt plötzlich jeder Mund — was ist
das? — Was soll das heißen? Leise hat sich die Tür
nach dem Vorzimmer geöffnet und überwältigend in seiner
Pracht, steht ein großer, reich geschmückter Tannenbaum
da, dessen unzählige Lichtlein einen richtigen Weihnachts-
glanz ausstrahlen.

„Kind, — Lisbeth — Du?“ ruft unruhig fragend
die Mutter, und da liegt diese auch schon, lachend und
weinend, an der Mutter Brust.

„Nein, nicht ich, der dort ist's,“ ruft sie jauchzend
und nun den jungen Mann, der schnell aus dem Vorder-
zimmer an ihre Seite tritt, die Hand reichend, ruft sie
mit schalkhaftem Lächeln: „Das ist meine Weihnachtsgabe
für Dich, Mutterchen. Ich schenke Dir — einen Schwieger-
sohn!“

Die Mutter taumelt erschreckt zurück, aber Liefel um-
fängt sie auf's neue:

„Sieh' doch nur, Mutterchen, — es ist ja Alfred
Rolant, mein geliebten Alfred!“

Auch der junge Mann ergreift ihre Hand:

„Ich fühle mich Ihres Wohlwollens so sicher, hoch-
verehrte Frau, — — —“

„Mit Recht, lieber Rolant, mit völligem Recht, —
aber Liefel . . .“

„O, Mutti, teure Mutti — ich bin ja so übermenschlich
glücklich!! — — —“

Sie stehen noch alle um den strahlenden Weihnachts-
baum, fest umschlungen, einander an den Händen haltend,
mit fast verklärt glänzenden Augen, da reißt der Kleinste
das Fenster auf:

„Hört, jezt läuten sie die Christnacht ein!“

Und in die tiefen, festlichen Glockentöne hinein, schallt's
nun hier von jubelnden Lippen gesungen:

„O, du fröhliche, o, du selige, gnadenbringende Weih-
nachtszeit!“

Weihnachten.

O Du fröhliche, o Du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit,
Klingt es heut' aus tausend Kehlen,
Klingt es heute weit und breit.

Fast in jedem Hause schimmert
Bunter Kerzen heller Schein,
Und in jedes Herze ziehet
Heute stiller Friede ein.

Wenn auch oft der Mensch bekümmert,
Selten ihm das Glüd gelacht,
Heute aber wird das Herze
Wieder froh und frei gemacht.

Leise in die Seele leget
Gott den Menschen Frieden, sacht,
Und entzündet in den Herzen
Goldner Kerzen Weihenacht.

Otto v. Weichmann.

Aufgaben und Räthsel.

Diamanträthsel.

```

      a
    a a a
  a a a a a
b b c c c c c
c d d e e e e e e
e e e e e e e e f f f
h h h h h h i i i i i
l l m m n n n n n o o
p p r r r r r r r
r s s s s s s
s s t t u
u u z
z

```

Die Buchstaben der beistehenden Figur sollen derartig geordnet
werden, daß in der senkrechten und wagerechten Mittellinie der Name
eines Dramas von Beyerlein zu lesen ist. Die erste und letzte Reihe
besteht aus je einem Konsonanten. Die übrigen Reihen nennen, aber
in anderer Reihenfolge: ein Gewebe, Fluß, eine Farbe, Fisch, ein
Pferd, eine Stadt in Württemberg, eine Blume, einen nordischen Krieger-
Kriegsheld, einen Fluß in Belgien, Nagethiere.

Gegensatzräthsel.

Werden zu den nachstehend angegebenen Wörtern die richtigen
Gegensätze gesucht, so nennen die Anfangsbuchstaben der gefundenen
Wörter richtig geordnet, den Namen eines Verles von Sudermann.

Links, Antwort. — Weit, Wasser. — Aus, der, ab, sie. —
Amboß, Iose. — West, sie, Stein. — Heber, Stand. —
Teufel, Thal. — Monde, Berg. — Nie, blau. — Ab, die,
vor. — Süd, dunkel. — Wald, Gabel. — Alt, Land, Wasser.

Ordnungs-Aufgabe.

Die nachstehenden Wörter sollen derartig geordnet werden, daß eine
Strophe von Bodensiedt zu lesen ist.

Er fand zum Quell den Weg verriegelt,
Weil ein liebeleeres Meer
Wohin nicht alle streben, ein Menschenleben
Im Sand ist wie die Quellen.

Rebus.



Anslösungen aus voriger Nummer.

Rebus.

Behauptung ist nicht Beweis.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

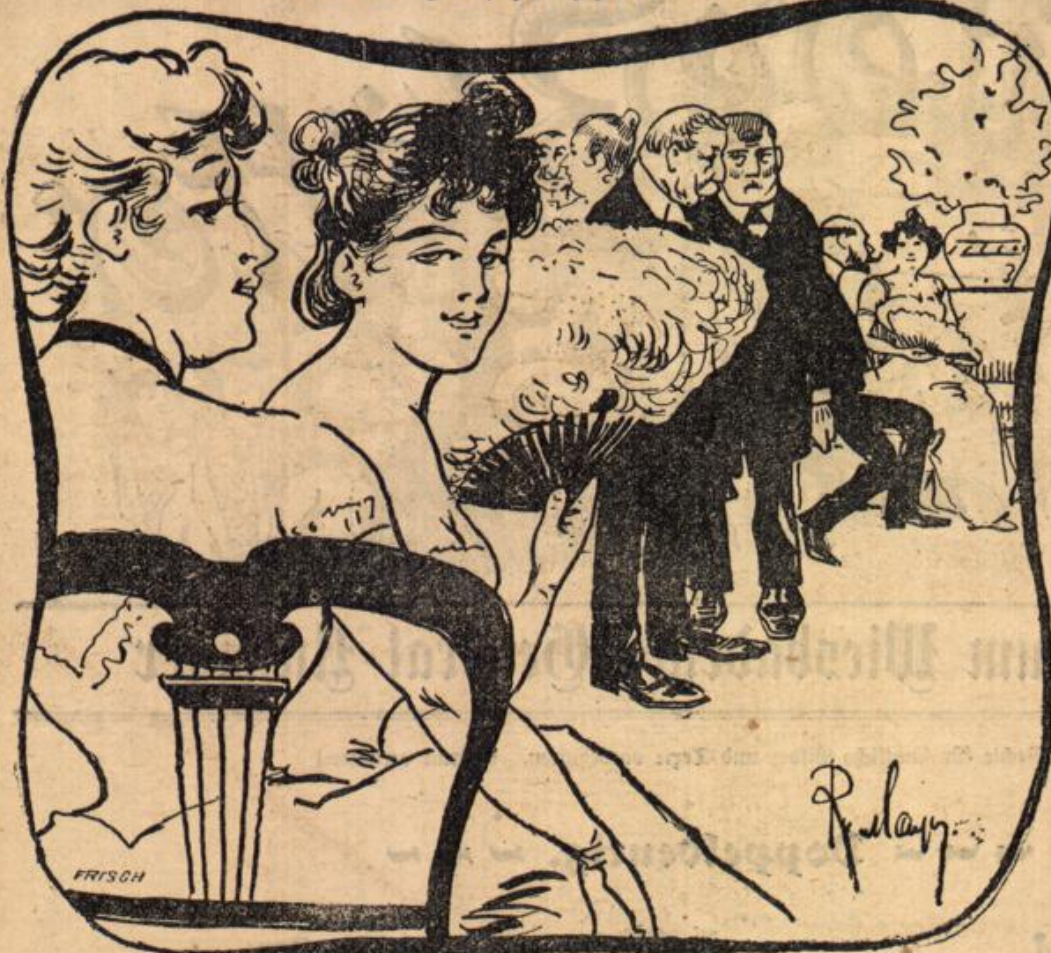
(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ ~ ~ Doppeldentig. ~ ~ ~



Im Polizeibureau. „Was sollen diese beiden Frauen, Schmidt?“
 — „Es sind Butter-Händlerinnen, Herr Wachtmeister; die habe ich angehalten, weil sie nicht das richtige vorgeschriebene Gewicht hatten.“

~ ~ ~ Verschnappt! ~ ~ ~



„Daß Dein Mann gar so eifersüchtig ist! . . .“ — „Und immer auf den Unrechten!“

Getrübte Freude.

Ostern war nun bald gekommen
Große Freude ringumher,
Aber der Herr Quinlaner Willi
hat, als ob er traurig wäre.

„Zugehen“, so sprach der Onkel,
„Warum mausche denn so? Sprich!
Nächste Tage zieht es Ferien?
Freust Du denn darauf nicht?“

Aber Willi hehl das Köpfchen
Nur mit Widerwillen hoch!
„Ferien? Ja, die zieht es freilich,
Doch — Zensuren zieht es auch!“

Unter Witzbolden.

„Wir fallen oft sehr
gute Witze ein, ich weiß
nur immer nicht, was
ich als Überschrift darüber
setzen soll.“

„Da geht es mir noch
trauriger, mir fallen
immer gute Überschriften
ein, aber ich weiß nicht,
was ich darunter setzen
soll.“

Blasiert.

„Wie haben Sie sich
unterhalten, Baron?“

„Na — wenn die Musik
nicht gewesen wäre, hätte
ich wahrscheinlich recht
gut schlafen können!“

Größenwahn.

Fritze: „Na, Mare, haben se Dir in-
gesegnet?“ — Mare: „Ja will Dir mal
wat sagen, Zungeken, wenn Du
erwachsen wärest, würde ich Dir
verbimsen, aber mit kleine
Kinder hau ich mir nich!“



Tröstliche Variante.

Grenadier:
„Niese, is det
wahr, daß Du
nach Brasilien
auswandern
willst?“

Köchin:
„Aee, Justav,
ich bleibe im
Land und
nähre Dich
redlich!“

Berliner Kind.

(Zu nebenstehen-
dem Bilde.)

Der kleine
sechsjährige
Willi (im
Konditor-
laden): „Geben
Se mich doch
für diese
Zuckerstange,
die ich hier
vorhin gekooft
Ja habe jaug



habe, lieber en Stück Schokolade,
jewiß an ihr noch nich jelsucht.“

Der Heldentenor.

Dem Leben nach erzählt von E. Trochil.

Die kleine Residenz war in großer Aufregung. Heute sollte zum ersten mal der neuengagierte Heldentenor auftreten. Man erzählte sich, daß er jung und hübsch sei, einen schwarzen Schnurrbart und ein goldenes pince-nez trüge und — was seinen Vorzügen die Krone aufsetzte — noch unvermählt sei.

Der große Tag war gekommen. Das Publikum füllte langsam das kleine elegante Theater, dessen Zuschauerraum in seiner vornehmen Ausschmückung von Weiß und Gold, mit den roten Plüschdraperien über der herzoglichen Loge ganz reizend ausah.

Das Klingelzeichen ertönte, die Vorstellung begann, er trat auf und sang — er hatte nicht die schöne kraftvolle Stimme seines Vorgängers, auch stand er oft recht unbeholfen und nüchtern da — aber — er hatte keine Frau, und ein leiser, schwermütiger Zug um die feinen Lippen und das schöne Kostüm — ach — alles das stand ihm so vorzüglich! Er hatte großen Erfolg; selbst Serenissimus gab durch ein gnädiges Kopfnicken seine Zufriedenheit kund, und vom hohen

Olymp fiel klatschend ein riesiger Lorbeerkrantz zu seinen Füßen nieder. So war es am ersten Abend, und diesem freundlichen Willkommen folgten nun viele Zeichen des Wohlwollens und der Gunst des Publikums; in jeder neuen Partie wurde ihm an der möglichst unpassendsten Stelle ein Kranz zugeworfen und aus dem Orchester kostbare Blumenkörbe hinaufgereicht. — Und der Direktor? Während alles dem jungen Künstler jubelte, brachte es der Gestrenge nicht über sich, ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen, oder ein anerkennendes Wort an ihn zu verschwenden. War er doch selbst Sänger und dem Anfänger an Kunst und Mitteln bedeutend überlegen, wie sollte ihn da das „bornierte“ Publikum, wie er es in seinem Zorn nannte, nicht ärgern und verdrießen.

Da er aber dem Publikum doch nichts Böses antun wollte und konnte, so entlud sich sein ganzer Ingrimm über den Tenoristen. Sechs oder acht Stunden täglich mußte der Unglückliche mit dem Kapellmeister „proben“, und immer war es seinem Tyrannen noch nicht genug, bis endlich des armen Heldentenors Heldentenor schwach und matt wurde und der Herr Medizinalrat zu Hilfe gerufen werden mußte. Er untersuchte die Kehle des Sängers, verordnete ihm vierzehn Tage vollständige Ruhe und täglich einen mehrstündigen Spaziergang in der herrlichen ozonreichen Luft in der Umgebung der kleinen Residenz.

Der junge Tenor hatte sich viele Freunde und Verehrerinnen zu erwerben gewußt, was Wunder, daß das Mitleid bei seiner Erkrankung fast allgemein war. Er fühlte sich durch diese Teilnahme gehoben, umso mehr, als sich dieselbe in unzähligen kleinen, duftigen Briefchen kundgab. Nur Eins machte ihm oft recht trübe Stunden; die schöne junge Gräfin B., die einzige Tochter des Hoftheater-Intendanten behandelte ihn stets sehr von oben herab und hatte bis jetzt noch nicht das geringste Interesse für ihn an den Tag gelegt.

Die junge Gräfin hatte so viel anderes zu tun und zu denken, sie studierte alle modernen Sprachen, sie spielte Klavier, sie sang, sie zeichnete, malte, sticht, kurz alles, was

modern war, interessierte sie. Ihre größte Passion jedoch war Minka, eine prachtvolle dänische Dogge, die stolz neben ihrer jungen Herrin einher schritt, ab und zu den schönen Kopf mit den klugen Augen zu ihr erhebend.

Aber auch vielummer bereitete der Hund der jungen Gräfin; für das riesige Tier waren die kleinen Spaziergänge seiner Herrin zu wenig; er entfloß oft dem Hause, rannte im Übermut Kinder und Erwachsene auf der Straße um, und hatte schon so viel Unheil angerichtet, daß die junge Dame einen Advokaten engagierte, der sie bei der Polizei, wohin sie jeden Augenblick ihres Hundes wegen vorgeladen wurde, vertreten mußte.

Der Tierarzt fürchtete nun auch das schlimmste für Minka, wenn sie nicht mehr täglich an die Luft käme.

Sorgenvoll sah die junge Gräfin da, als ihr gestrenger Papa, der Herr Intendant, erschien und zu erzählen begann, welche Kur der Medizinalrat dem jungen Tenor verordnet. Freudig springt sie auf. „Da wäre ja auch meiner schönen Minka geholfen!“

Eilig schreibt sie ein paar freundliche Zeilen, in denen sie Herrn B. mitteilt, von ihrem Papa erfahren zu haben, daß er täglich einen großen Spaziergang machen müßte, und da es allein doch sehr langweilig sei, wolle sie für eine Begleitung Sorge tragen, die ihm gewiß Freude machen werde. Auch würde er sich die Schreiberin zu großem Dank verpflichten. Morgen zur bestimmten Stunde würde er abgeholt werden.

Immer wieder las Herr B. den Brief. „Endlich ein Zeichen des Interesses, der Gunst von ihr, der heimlich Angebeteten.“

Die Nacht konnte er vor Aufregung nicht schlafen und warf sich ruhelos auf seinem Lager hin und her. — Währenddessen hatte die Gräfin ganz vortrefflich geruht, mit dem größten Appetit gekostet und ein zierliches Briefchen an Herrn Hofopernsänger B.

verfaßt. Dann klingelte sie ihrer reizenden kleinen Kammerjungfer.

„Suche meine Minka, gib ihr dieses Briefchen zu tragen, führe sie bis zur Wohnung des Herrn Hofopernsängers B., klinge stark, befehl dem Hund zu warten und entferne Dich schnell. Herr B. hat sich schon lange die Gunst meiner Minka gesichert, und sie wird ihm willig die Botschaft überbringen. Erlaube Dir auf keinen Fall, den Brief selbst abzugeben, doch Sorge, daß er präzise um zwölf da sei!“

Das Kammerzöfchen eilt davon, um den Hund zu suchen. Sie läuft von einem Zimmer in das andere, in den Hof, in den Garten, sie ruft — Minka ist nirgends zu finden. Selbst darf sie nicht gehen!

Wenn sie nur den Inhalt wüßte, ob der Brief auch gar so wichtig? — Allmächtiger, schon schlägt es zwölf!

In diesem Augenblick öffnet sich die Kuchentüre, und heraus tritt die alte Urkel, das Kohlenweib. Da durchzuckt ein Freudenstrahl ihr angsterfülltes Herz; — der Brief wird besorgt — und nicht durch sie!

Nach einigen Minuten klingelt es beim Heldentenor, er ist zum Spaziergang bereit und stürzt der so sehnlichst erwarteten Begleitung entgegen.

Er empfängt den Brief — öffnet ihn hastig und — liest die Worte:





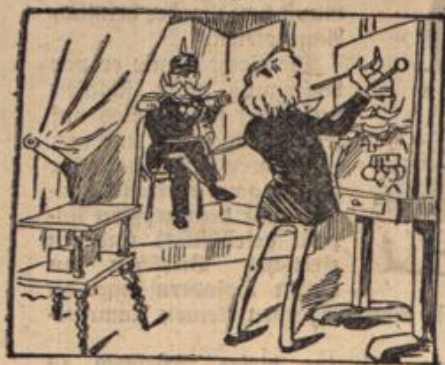
„Bitte, geh' mit mir spazieren!“

■ ■ ■ ■ Zwischen Lipp' und Bechersrand ■ ■ ■ ■

oder:

Die verhängnisvolle Helmspitze.

1.



Zum Bild sitzt hier der General,
Das Sitzen ist ihm sehr fatal.

2.



Doch froh erlöst er sich,
Als nun getan der letzte Strich.

3.



Als prompter Zahler holt er rasch
'nen Tausendmarkschein aus der Tasch!

4.



Starr heftet sich des Malers Blick
Auf dieses äußerst felt'ne Stück.

5.



Gätt' er wo anders hingeseh'n
So wär das Unglück nicht gesch'eh'n.

6.



Der General mit raschem Schritt
Entfernt sich, und der Schein geht mit.